



**BERND
CAILLOUX
SURABAYA
GOLD**

Haschischgeschichten
Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4672

Ein Offizier der Handelsmarine wird aus ehelicher Zuneigung zum Drogenkurier, eine Hamburger Geschäftsfrau kauft sich einen Flughafen und entdeckt ihren hanfgrünen Daumen, ein aufstrebender Kleindealer gerät beim großen Coup mit falschem Stoff an die falschen Leute, und zwei Senioren kreuzen ihre sehr verschiedenen Lebenswege in der Reha zum gemeinsam schön gerauchten Sonnenuntergang ...

Abseits gängiger Kifferklischees werfen Bernd Cailloux' sanfte Satiren ungewohnte Schlaglichter auf die jugendgefährdende Welt des Haschischs – von der Frühzeit ahnungsloser deutscher Zöllner und der Hochzeit zerebraler Rebellion über den langen Marsch in die Verbürgerlichung bis zum gerade noch so unerlaubten Wellnessjoint der Gegenwart. Vielleicht die letzte Abfahrt vor der Mehrwertsteuerpflicht.

Bernd Cailloux, Jahrgang 1945, lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Im Suhrkamp Verlag erschien zuletzt sein Roman *Gutgeschriebene Verluste*.

Bernd Cailloux

Surabaya GOLD

Haschischgeschichten

Suhrkamp

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4672

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46672-8

Inhalt

»Charly, 1962« 7

Frau mit Flugplatz 29

Ein Mann des Übergangs 51

Soul zu dritt 77

Katzen und Kiffen 86

Hoch oben in der Luft 102

Letzte Lockerung. Eine Nachbemerkung 127

... und dazwischen: Bits and Pieces ...

»Charly, 1962«

Beim gelegentlichen Stöbern in meinen Fotomappen fällt mir noch jedes Mal ein altes Bild in die Hände – eine schwarz-weiße Aufnahme im 6-mal-6-Format früherer Zeiten. Es ist eins dieser Fotos, die bildlich wenig hergeben, aber als anregender Gedächtnisimpuls die Geschichte ganzer Lebensabschnitte in Gang setzen können. Zu sehen ist ein leicht ramponiertes Motorrad, das abgekippt an der Wand eines Holzhauses lehnt, im Vordergrund der Hof des Hauses, im Hintergrund Wald. Auf der Rückseite steht die Bleistiftnotiz: »Charly, 1962«. Keine Frage, das sieht stark nach meinem alten Freund Charly aus ... gut getroffen, schönes Foto.

In der Zeit seiner Motorradbasteleien hatten wir uns kennengelernt, im Rahmen eines neu entstandenen Freundesquartetts. Ich war sechzehn Jahre alt, er vielleicht siebzehn, die anderen beiden, Norbert Lindhorst und der Geyer, lagen als Achtzehnjährige knapp über der ma-

gischen Grenze des Erwachsenseins. Während sie sich schon im Arbeitsleben abmühten, flogen Charly und ich noch von der einen oder anderen höheren Schule der benachbarten Städte – nur eins der Probleme in unserem spannungsreichen Quartett. Wir beide lebten damals in Rittersberg, einer 5000-Seelen-Gemeinde im Nordharz, ich nach dem Tod des Vaters bei der ungeliebten Stiefmutter, er mit zwei Geschwistern und den Eltern in dem schönen Holzhaus am Waldesrand, dessen Foto sich seit einem halben Jahrhundert unversehrt in meinen Mappen hält. Einem gutwilligen Betrachter zeigt es die Vorteile einer Jugend auf dem platten Land: der nahe Wald, die Möglichkeit, sich in Ruhe mit anderswo ausgeschlachteten Teilen eine zweihunderter Zündapp zusammenzubauen und ohne Führerschein ins Grüne zu zuckeln, auch betrunken. Was man auf dem Foto nicht sieht, sind die Nachteile, gar Kränkungen für Jugendliche auf dem platten Land. Ohne den britischen Soldaten-Sender BFBS hätten wir dort von Rockmusik so schnell nichts mitbekommen ... Lindhorst geriet vor Begeisterung außer sich, als er von einer zum

ersten Mal gehörten, irren Band, die Biettels oder so ähnlich, erzählte ... Von dem Tag an war das Leben in ländlicher Natur für uns nicht mehr abendfüllend, die Ruhe vorbei.

Eine Freundschaft, weiß ich heute, kriegen wir als Erwachsene nie mehr so gut hin wie in der Jugend. Ohne eitles Zögern oder hinhalten- de Geheimnistuerei waren Charly und ich schon bald nach dem Kennenlernen stark voneinander angezogen. Wir trafen uns jeden Tag, redeten viel und wussten wenig – es passte einfach, schwer zu erklären, warum genau. Vielleicht gelang es uns, eine gewisse Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung, Nutzen und Ausnutzen, als ausgeglichenes Verhältnis bis in die kapillaren Subzonen auszubalancieren. Uns verband eine dieser früh geschlossenen und besonders sinnvollen Freundschaften, während deren sich jene Ideale entwickeln können, aus denen man am letzten Tag der Jugend herausgewachsen sein wird.

In der Phase der größtmöglichen Rätselhaftigkeit der Existenz blieben wir auf uns allein gestellt. Mit der Hilfe älterer Erwachsener war kaum zu rechnen, bei meiner hilflosen Stief-

mutter ohnehin nicht. Auch Charlys Eltern ignorierten den pubertären Stand der Dinge und ließen die Entwicklung laufen. Die beiden trugen als Einzige im Ort noch die grauen Vorkriegs-Kleppermäntel, der Vater eilte mit einer unter die Schulter geklemmten, brüchigen Lederaktentasche zu unbekanntem Zielen, die Mutter wirkte mit ihrer esoterischen, im Nacken altdeutsch zum Dutt gebundenen Haarfrisur aus der von weiblichen Dauerwellen beherrschten Zeit gefallen. Ein von mir nicht zu durchschauendes Paar, geheimnisvoll und manchmal unheimlich, als wollten oder müssten sie etwas verbergen. Dass ihr Verhalten den Verdacht einer komplizierten NS-Vergangenheit nahelegte, wurde von niemandem klar ausgesprochen – so wenig wie die Vermutung, die beiden gehörten einer verbotenen Partei oder gar Sekte an. Dennoch schien irgendetwas die beiden zu abweisender Einsilbigkeit zu zwingen, sie verstummten geradezu, zumindest während meiner Besuche in ihrem Haus. In dieser aus Arbeitern, Bauern und Flüchtlingen zusammengesetzten Gemeinde blieben für uns Jugendliche jedoch die meisten der Er-

wachsenen rätselhaft. Auch Charly konnte oder wollte nicht über seine Eltern reden.

Im Alter vom siebzehn, bald achtzehn Jahren brauchte ich Charly, um nur das Nötigste an Problemen durchzuquatschen. Jedes Ereignis, jeder der ständig neu entwickelten Pläne, jeder meiner Gedanken bedurfte offenbar der abstimmenden Beratung mit ihm. Wir hockten im Hof vor der alten Zündapp oder in der Milchbar der Kreisstadt, saßen halbe Nächte in Hauseingängen auf Mülleimern und redeten und redeten, bis er mir schließlich etwas verklärt hatte und ich annehmen durfte, selbst darauf gekommen zu sein. Der Schulärger, die erste richtige Freundin, meine generelle Ungeduld und die daraus resultierenden, zahllosen Konflikte mussten eingedämmt und handhabbar gemacht werden ... Und darin war Charly groß, besonnen, sanftmütig und selbstlos ... ein idealer Gegenpart, der meinen egoistischen Drang bewunderte und ihn zugleich runterbremste auf ein halbwegs vernünftiges Maß. Als Einziger von uns las er Schopenhauer und Kant und war der erste Mensch, der mir den kategorischen Imperativ nahebrachte, jedenfalls

theoretisch. Oft genug nahm er die Perspektive der anderen Beteiligten ein, was meine Absichten relativierte – bereits damals wollte ich stets mehr, als mein Ich hergab. Ohne sein Einfühlungsvermögen wäre ich aufgeschmissen gewesen.

Mit Erreichen des Kneipenalters hatten wir das Bier entdeckt, was das Leben beschleunigte, aber nicht unbedingt berechenbarer machte. Bereits Ende '63 gründete Lindhorst die Beatles unter dem Namen »the kids« noch einmal und brachte den Samstagnachtwahnsinn in die dörflichen Gemeindesäle. Am Ende des Konzerts und besoffen, ließ er mich als Ersatzmann an sein Schlagzeug und für den finalen Stehblues der Engtanzpärchen ein wenig mit den Besen scharren – bis Bogdan, der genervte Sänger der Band, sagte, du schleppst schon wieder, hau ab. Eine betrübliche Zurückweisung, da Lindhorst mit mir um Charlys Gunst konkurrierte. Durch den bereits fleißig geldverdienenden Geyer bekam unser Quartett Zugang zu einer sturmfreien Wohnung und – ebenfalls durch ihn – auch Zugang zu einer veritablen Diesellok, mit der wir sonntags, verka-

tert, aber in spätkindlicher Begeisterung auf den toten Gleisen einer Industriebranche fünfhundert Meter rauf und runter fahren. Die begrenzten Touren karikierten die gelegentlich schon aufscheinende Vorstellung, diesem niedersächsischen Kaff eines fernen Tages den Rücken zu kehren. Braunschweig war zu wenig, Hannover eventuell ein Ziel und Hamburg die größte Verlockung.

Geyer und Lindhorst fuhren mittlerweile mit eigenen Autos zu ihren Arbeitsstellen. Während sie sich dem Rittersberger Leben scheinbar problemlos anpassten, wurden Charly und ich von der Nachbarschaft kritisch betrachtet – diese Gammler, hieß es in Anlehnung an eine seinerzeit in Großstädten auftauchende, sich weniger dem Arbeitsethos als dem reinen Sein widmenden Jugendbewegung ... Ein unkritisch übernommenes, doch nicht völlig grundlos verbreitetes Urteil, da wir unseren Ruf nicht durch positiv auffallende Tätigkeiten verbessern wollten. Charly besuchte höchstens dreimal pro Woche ein sogenanntes Wirtschaftsgymnasium, die letzte Lehranstalt für überall sonst gescheiterte Schüler, und ich wartete seit Monaten auf

eine zugesagte Stelle als Redaktionsvolontär beim »Nordharzer Kurier«, dem ersten in einer längeren Reihe meiner Traumberufe. Charly hing seinerzeit ein bisschen durch und war der einzige von uns vieren, der keine Freundin hatte. Womöglich hinderte ihn eine schlimme Hautkrankheit, die sein Gesicht mit pockenartigen kleinen Blutbläschen überzog – das sah nicht gut aus, dieser an manchem Tag hochrot vernarbte Feuerkopf. Er verbrachte mehr Zeit bei Ärzten als ein Rentner, doch alles Salben, Sprühen und Auswaschen heilte sein Leiden nicht.

Geyer war es, der Charly in einer Mischung aus Mitleid und Machotum unter Druck setzte – ein Mann ohne Freundin ist ein toter Mann, hatte er eines Abends gesagt. Ihm ging es um die Ausgeglichenheit in der ständig zusammenhockenden Clique. Also suchten und fanden wir ein Mädchen für Charly, eine, soweit ich mich erinnere, melancholisch eingestimmte Gisela mit langen, schwarzen Haaren, die mit ihm auf der Stelle unglücklich wurde und seine Passivität mit geduldiger Hingabe genoss. Die letztlich entscheidende Tat brachte er ein-

fach nicht zustande, ein Spätentwickler vielleicht. Dabei war er derjenige, der auf Spaziergängen und Wochenendbesäufnissen in unermüdlichen Gesprächen mehr Verständnis für unsere Freundinnen zeigte als wir selbst. Sie wiederum hielten ihn für den mit Abstand Einfühlsamsten in diesem Jungs-Quartett.

Das Ende der Provinzjugend rückte schneller heran als erwartet. Wie würde es danach mit uns weitergehen? Wir waren ungeheuer gespannt auf die große Freiheit des Lebens ab Achtzehn.

Ein Brief, per Einschreiben, scheuchte einen nach dem anderen binnen weniger Wochen aus allen Träumen – das Kreiswehrrersatzamt Goslar überraschte Lindhorst, Charly und mich mit dem Einberufungsbescheid für die Bundeswehr! Was wir insgeheim befürchten mussten, sollte in Kürze auch eintreten ... der Bund, der sogenannte Barras, galt seit der Musterung unter uns als größte Bedrohung für die freiheitliche Grundordnung der männlichen Jugend in Stadt und Land. Und ausgerechnet jetzt, wo wir nach allem Möglichen gierten, erwartete uns die dreckige, abstoßende Wirk-

lichkeit der Bundeswehr – die sich gerade auf-tuende Vielfalt des Lebens schrumpfte zur Ein-falt des Militärdienstes, eine Horrorvorstellung für uns Wehrlose. Einzig Lindhorst reagierte pragmatisch und verpflichtete sich freiwillig als Zeitsoldat, Charly war angewidert, ich un-entschieden. Doch es gab kein Entrinnen, kei-ne Chance auf juristischen Widerspruch, keine körperlich hindernden Handicaps wie beim basedowschen Geyer. Und den vom Waffen-dienst befreienden, vielbegangenen Weg in die Mauerstadt Berlin wollte keiner von uns antre-ten.

Die können mich mal, sagte Charly eines Abends, ich geh zur See – die christliche See-fahrt wär' die beste Möglichkeit, vor der Bun-deswehr zu flüchten.

Schwere Zeiten für uns Freunde – das Quar-tett wurde von der Bundeswehr gesprengt, der süße Vogel Jugend abgeschossen. Doch die un-terschiedlichen Reaktionen auf diesen äußere-n Feind offenbarten auch feine Risse im in-ternen Beziehungsgewebe der Gruppe. Die ers-te Charakterprüfung als Erwachsene hatte uns vier spürbar auseinanderdividiert. Danach

trennten sich die Wege. Einer zog in eine Lüneburger, einer in eine Harzer Kaserne, einer musste zu Hause bleiben, und der vierte, der fest entschlossene Wehrdienstverweigerer, rettete sich vor dem an Land drohenden Soldatenleben hinaus aufs Meer – eine Art SOS-Hilferuf mit umgekehrtem Vorzeichen. Gerade noch rechtzeitig heuerte Charly als Steward auf der Hamburg-Amerika-Linie an. Aus der abgetakelten Seemannsromantik machte er sich so gut wie nichts ... und doch sollte das Matrosenleben seinen Horizont enorm erweitern. So wie das gesamte Quartett durch das Eingreifen der Bundeswehr in ungeahnte Richtungen bewegt wurde.

Auf Charly verzichten zu müssen, fiel mir schwer – im folgenden Jahr trafen wir uns nur einmal, als beider Urlaub zufällig passte. Aus Freundschaft wurde Brieffreundschaft, jeden Monat beschrieben wir unsere Situation, er zunächst eher gelassen, ich eher freudlos. Damit die Korrespondenz funktionierte, schickte er mir die offizielle Postliste seines Schiffes mit den Daten der Ankunft in den Häfen und der präzisen Postlaufzeit – die TS »Düsseldorf«

brauchte auch auf ihrer laut Kopfzeile acht- undvierzigsten Reise auf der Hamburg-Surabaya-Route wie gewohnt mehr als vier Monate. Jeder seiner Briefe begann mit der Uhrzeit, der Luft-, Wasser- und Kammertemperatur, um dann das Leben an Bord zu schildern, die Monotonie, die ständige Quengelei, die sich auf See ums Essen dreht wie an Land ums Wetter und die sich gegen ihn richtete, den Steward. Er klagte über das »Kleinbürgertum der Seeleute«, ihren Nationalstolz »auf einem kleinen Stück deutschen Bodens«, ihre »Weltfremdheit in der Weltfremde« ... anfangs sei er »glücklich« gewesen, doch »das Glücksgefühl der ersten Fahrten ist unwiederholbar«. Während ich in der Kaserne die verbleibenden Monate und Tage zählte, schipperte er durch Warmwassermeere, was ihn immerhin vom »Pessimisten zum Neutromisten« beförderte, den nur gelegentlich seine »Leidenssucht« und »seine Leidenssehnsucht« erfasst. Am meisten beschäftigte er sich jedoch mit der Vergangenheit an Land, mit den Beziehungen innerhalb der verlassenen Clique, der Klarstellung seiner früheren Motive. Auf der jeweils letzten Seite seiner Luftpostbriefe

wurden die Buchstaben stets kleiner und kleiner, die Zeilenabstände enger und enger ... so als liefe ein Gespräch, bei dem einer vorm Ausinandergehen noch unbedingt ein paar wichtige Dinge loswerden muss.

Von Reise zu Reise fühlte sich Charly wohler an Bord – auch wenn die Route Hamburg Surabaya stets dieselbe blieb. Das Seeklima ließ die Hautkrankheit abheilen, so dass er seine Hemmungen ablegte und begann, in blumigen Beschreibungen vom Liebreiz dieser Asiatinnen, Malaiinnen oder Javanerinnen zu schwärmen. Als Beweis für die überwundene Blockade schickte er mit seiner Weihnachtspost von 1967 ein paar Schnappschüsse von lachenden Mädchen und ihm am Meer, auch Fotos vom Wäscheaufhängen vor ihrer Holzhütte in Surabaya. Charly führte sich offenbar nicht so auf wie der Brechtsche Surabaya-Jonny, der von Burma raufkam und nur das Geld der liebeskranken Surabayarin wollte ... War'n schöne Gute-Nacht-Geschichten für einen im Doppelstockbett der Rommel-Kaserne vor sich hinphantasierenden Freund ... der unberührte Junge aus Rittersberg am Harz ... von den Mäd-